

Schlagende Wetter!

Erzählung aus Rainzer alten Tagen von A. Nordan.

(A. Hinnius.)

(17. Fortsetzung.)

„Aber das ist ja der reine Wahnsinn!“ ruft der Wirth. „Welcher vernünftige Mensch wird sich denn in diesem Satanswetter auf den Rhein wagen, ebensogut könnt Ihr Euch gleich den Kopf an der Mauer eintrennen, da aber Ihr's bequemer.“

Über die Fremden lassen sich nicht so kurz abfertigen, sie verlangen nach einem gewiegten Führer und versprechen reiche Belohnung.

Nun erscheint der Wirth in der Hausthür, noch mit der Zippelmütze auf dem Kopf.

„Alte Schlafmütze,“ brummt der Ruffschrei, dem es in dem Wetter auch nicht wohl auf dem Bod ist.

Kopfschüttelnd klopfte der Wirth an verschiedene Fischerhäuser, schimpfend und übelwollig, aber die Fremden treten so herrlich auf, es muß wohl was Vornehmnes sein. Doch überall erblickt er die gleiche Antwort, man weiß ihn kurz ab und weist ihm das Fenster vor der Nase zu.

Trotz der späten Stunde finden sich amüßlich doch manche Neugierige am Rheinufer ein; die Frauen erscheinen in großen Blausäumen am Fenster, um die Fremden zu sehen, die bei solchem Sturm die gefährliche Fahrt unternehmen wollen und demjenigen, der ihr Verlangen erfüllt, einen übermäßig hohen Lohn bieten. Es müssen wohl Prinzen oder Herzöge sein, oder gar arme Verbrecher, die vor der strafenden Gerechtigkeit fliehen.

Indessen sind die drei Herren dem Schlimmen entgangen, ungeduldig geht der eine am Rheinufer auf und ab, während die anderen sich noch immer vergeblich um eine Fahrgelegenheit bemühen.

„Aber wollen denn die Herren nicht einen Augenblick eintreten, sagt der Wirth, seine Zippelmütze lüftend.“

Zögernd entschließen sich die Reifenden zu dem unwillkommenen Aufschub. Franz von Greiffenklau hat, noch immer am Fenster stehend, dem ganzen Vorgang zuerst ohne besonderes Interesse zugehört, als er aber dann die französischen Worte, in denen sich die Herren untereinander besprachen, vernimmt, horcht er besternd auf. Ist es möglich, daß die scharfe, befehlende Stimme, die jetzt spricht, wirklich jenem Manne gehört, den er weit fort gewöhnt, in den Steppen Rußlands, an der Spitze seiner Arme? Und doch, diese kurze, abgebrochene Art zu sprechen, dieser scharfe Klang der Stimme, es ist keine Täuschung, das ist der Kaiser!

Er zieht sich ganz in die Fernsternische zurück und läßt durch den düsternen Vorhang soviel wie möglich seine Gestalt verdecken. Die spärliche Beleuchtung der qualmenden Dellampe hilft ihm dazu.

Und da tritt er ein, der kleine, untersekte Mann, die Gestalt in einen weiten Pelz gehüllt; er wirft den Hut, der jetzt sein bleiches, sorgentheiltes Gesicht freigelegt, ungeduldig auf einen Stuhl und schlägt mit dem schweren, goldbesetzten Stab auf die Schäfte seiner hohen Stiefel.

„Es ist keine Mühseligkeit, Sie, weiter zu kommen,“ sagt der eine seiner Begleiter. „Wir werden uns gedulden müssen wenigstens bis morgen früh.“

„Bis morgen früh! Und das sagen Sie so ruhig, und dann haben wir nutzlos die kostbare Zeit verloren. Ich sage Ihnen doch, daß ich nicht warten kann!“

Die anderen beiden Herren zucken schweigend die Achseln, sie kennen ihren Gebieter, sie wissen, daß jedes weitere Wort den Ungeduldrigen bis aufs äußerste reizen kann. Stumm, in finsterner Schweigen wird der heiße Wein, den der Wirth ihnen brachte, getrunken.

Doch der kleine, bleiche Mann nippt kaum an dem dampfenden Glase, mit einer ungeduldrigen Bewegung weist er es zurück, als der eine der Herren ihn beschwört, wenigstens einen stützenden Trunk zu nehmen, da er den ganzen Tag noch keine Nahrung zu sich genommen. Er hat sich in einen Stuhl geworfen, seine weiße, frauenhaft zarte Hand wühlt in seinem Haar. Es ist jetzt ganz still im Zimmer, man hört nur den Pendelschlag der alten Uhr und das Heulen des Sturmes draußen.

Da klopfte es leise an die Thür, ein junger Schiffer tritt über die Schwelle, seine Kappe verlegen zwischen den schwelligen Händen. Er wolle das Wagemüth unternehmen, sagt er, denn er sei arm und wolle gern betriegen. Aber der Herr möge seinen Lohn vorher geben, man könne nicht wissen, was passire, und dann habe wenigstens seine Braut das Geld.

Der Schiffer entfernt sich mit einer andovoll Gold, um den Rachen zu rüsten.

sich wieder die Thür, der Wirth tritt ein.

Der Schiffer habe sich anders besonnen, sagt er, indem er das Geld auf den Tisch legt. Es sei sicherer Tod, für jeden, der sich in dieser Nacht auf den Rhein wagt, der Herr möge sein Geld behalten.

Da springt der kleine Herr wüthend auf. „Aber das ist ja unerhörte!“ ruft er halb französisch, halb deutsch. „Giebt es denn keinen Mann mehr hier im Lande?“

Da theilt sich plötzlich der Vorhang am Fenster, eine hohe, dunkle Gestalt steht vor dem Aufgeregten, scharfe, adlerartige Augen blitzen ihm an.

„Sie haben recht, mein Herr,“ sagt der Fremde, „es giebt kaum noch einen thatkräftigen Mann hier im Lande, der Krieg hat sie alle verschlungen. Wenn Sie sich mir aber anvertrauen wollen, so bin ich bereit, das Wagemüth zu unternehmen.“

„Herr Baron!“ schreit der Wirth auf. Doch eine gebieterische Bewegung des Fremden heißt ihn schweigen.

Stumm sieht der Kaiser in das ernste Gesicht des plötzlich wie aus der Erde Gewachsenen. Wo hat er doch diese charakteristischen Züge früher schon gesehen, diese blühenden, aberartigen Augen, die durch die über der Stirn fast zusammengehängenen Brauen einen so ernsten, räthselhaften Ausdruck erhalten? Er erinnert sich genau, dies Gesicht schon einmal gesehen zu haben, aber er weiß nicht wo. Sein Blick gleitet hinan an der Gestalt des Fremden und bleibt an den schlanken, aristokratischen Händen haften.

„Sie, mein Herr, wollen das Wagemüth unternehmen? Werden Sie es denn durchführen können?“

„Mißtrauen Sie mir, fürchten Sie sich, mir anzuvertrauen?“ fragte der Baron mit leisem, spöttischem Lächeln.

Der andere will aufstehen, doch Greiffenklau sagt, ohne darauf zu achten: „Ich habe nicht selten das leichtgebaute Kano durch die Eisföhren des Mississippi geführt, also wohl einige Erfahrung in solchen Dingen. Gestatten Sie mir, daß ich meinen Diener wecke, denn ein anderer würde sich schwerlich dazu verstehen, uns als Steuermann zu begleiten.“

„Wie heißt der fremde Herr?“ fragt der Kaiser den Wirth.

„Freier von Greiffenklau,“ erwidert dieser. Und er ergeht sich in Lobpreisungen über den Freiherren, der in der Gegend hoch verehrt wird.

„Greiffenklau,“ sagt der eine der beiden anderen Herren, „ich erinnere mich jetzt. Es sind Jahre darüber vergangen, es handelte sich um die Verhöhnung Bichgrus, ein Greiffenklau war dabei, der dann später verschwand, man sagte, er sei verschollen.“

Indessen meldet der Wirth, daß alles bereit sei, und die Herren treten hinaus in die Sturmnacht. Dort wartet ihrer das schwankende Boot, hochauferichtet darin die dunkle Gestalt des Schiffers, eine grobe, wollene Schifferjacke umschließt seine kräftigen Glieder, ein breiträndiger Hut ist tief in die Stirn gedrückt. Am Steuer sitzt ein kleiner, buchtiger Mensch.

„En avant, meine Herren!“ Die Stimme des Schiffers überläßt den heulenden Sturm. Er hilft mit kräftiger Hand dem Kaiser in's Boot, jügend folgen seine beiden Begleiter.

„Das ist eine Fahrt auf Tod und Leben,“ sagt der eine zum andern.

Vorwärts geht es, umhüllt von den eisernen Elementen, dem Heulen Strachen und Tosen. Aus der Ferne ertönt es wie das heisere Geflöß gefräßiger Wölfe, wenn das Eis, in seinen Grundfelsen erzitternd, auseinanderstößt und die Schollen trachend zerschellen. Der Rachen, der sich mühselig und langsam weiterarbeitet, ächzt und stöhnt in der eisigen Umarmung seiner furchtbaren Bedränger.

Was ist Menschenwerk und Menschenleben gegen die gewaltigen Urkräfte der Natur? Denkt der Mann mit dem Riesengeist, der ein willenloses Werkzeu dieser Kräfte in dieser Schreckensnacht geworden ist, wohl daran, daß es eine Grenze giebt, die ihm ein Halt gebietet?

Seine Stimme klingt so ruhig und unbewegt wie immer, als er ruft: „Aber wir treiben ja ganz stümabwärts.“

Er macht sogar Miene, ein Ruder zu ertreiben, doch der Schiffer achtet nicht darauf, er giebt seinem buchtigen Diener am Steuer von Zeit zu Zeit eine kurze Weisung, dann arbeitet er rüthig weiter.

Finster brüüend sitzen die Herren im Rachen. Es sind graufige Bilder, die in graufiger Umgebung ihren Geist beschäftigen. In ihre Ohren tönen durch das Heulen des Sturmes die Verzweiflungsschreie der Todwunden und Sterbenden, die in langem To-

deszug hinter ihnen herschwanden, begleitet von jenen schwarzen Vögeln, die überall da zu finden sind, wo sie Leichen wittern. Denkt er, der zum ersten Mal seine Ohnmacht gegen die Allgewalt des Schicksals fühlt, daran, daß er es ist, der allen diesen Jammer heraufbeschworen hat?

Da fühlt er etwas wie einen brennenden Blick, und er sieht in ein drohendes Augenpaar, das auf ihn gerichtet ist. Der Kaiser hüllt sich fester in seinen Mantel und wendet sich ab.

Es ist ein Ringen um Leben und Tod. Jeder Moment droht den Untergang zu bringen, und als man endlich nach unfäglicher, kundenlanger Anstrengung in Mombach, einem Dörfchen unterhalb Mainz, landet, da magt man es kaum, dem wiedergewonnenen Leben ins Anlitz zu schauen, den Herren ist zu Muth, als wenn sie nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode entronnen sind.

„Ich danke Ihnen,“ sagt der Kaiser zu Greiffenklau, der von der unerhörten Anstrengung leuchtend und schweißtriefend mit Hilfe des Budligen eben den Rachen an's Ufer zieht, um ihn festzusetzen. Sie haben Ihr Leben für mich riskirt, wollen Sie diesen Ring als Andenken an diese Stunde tragen und später zu mir kommen, dann ich Ihnen meinen Dank noch ganz besonders aussprechen kann?“

Er hat einen Brillantring vom Finger gezogen und reicht ihn Greiffenklau. Doch dieser würdigt die Gabe keines Blickes, er scheint die ausgestreckte Hand gar nicht zu sehen.

„Sie schulden mir nichts,“ sagt er. „Was ich heute gethan, ist keines Dankes werth, denn ich bezahle nur eine alte Schuld, nichts weiter. Sie schenken mir vor Jahren mein Leben, ich setze heute dies Leben für Sie ein, das ist alles.“

„Sie sind sehr stolz, mein Herr,“ verlegt der Kaiser, „und Sie auch zu stolz, um ein einfaches Dankeswort anzunehmen.“

„Ich habe es nicht verdient,“ erwidert der Freiher, „der kleine Dienst, den ich Ihnen heute erwiesen habe, geschah nur deshalb, weil ich Niemand auf der Welt etwas schulden mag, weil ich frei sein will wie der Vogel, der unbehindert seine Bahnen zieht.“

„Ah,“ sagt der Kaiser, „das ist stark! Giebt es noch mehr Leute, die so denken?“

„Vielleicht,“ erwidert er, „wenn möglich, daß die Individualität der Menschen verloren gegangen ist unter dem eisernen Zeitverhältnissen, möglich auch, daß sie sich eines Tages Bahn bricht, um dann als furchtbare Nemesis ihr Räderwerk zu beginnen. Das ist ein Naturgesetz.“

Der Kaiser sieht dem Mann in der groben wollenen Schifferjacke, der da so imponirt vor ihm steht, streng und ernst wie das mahnende Schicksal, finster ins Gesicht. Es durchschauert ihn. Vielleicht hört er wieder das Raufen schwerer, unerschütterlicher Hügel, der Schicksalsföhren! Er wirft den Brillantring dem Budligen zu und wendet sich dann stumm ab.

Noch lange sah Franz von Greiffenklau den drei Herren nach, wie sie sich mühsam durch den wirbelnden Schneesturm weiterarbeiteten. Er dachte an ein Wort, das St. Jean Andre, der alte Jakobiner, gesprochen, nach einer Fahrt mit dem Kaiser in seiner prächtigen Yacht: „Jetzt ein Fußtritt, und Europa fahre aus den Fugen. Nein, es bleibt immer ein Mord.“

Einige Tage später meldeten die Zeitungen die stürzartige Durchreise des Kaisers, und allmählich erfuhre man alle Einzelheiten der furchtbaren Niederlage der Arme. Und dann folgten jene Jammergefährten, die Reste der gewaltigen Heersäulen, die so flegelhaft ausgezogen waren, und nun wiederkehrten, ein eisenschlechtes Bild von Elend und Noth.

In Mainz füllten sich die Lazarette, und viele, die weiterogen nach Frankfurt, der engeren Heimath zu, blieben sterbend am Wege liegen. Da gab es unglücklichen Jammer, wenn der Gatte, Sohn oder Bruder heimkehrte als Sterbender oder für sein Leben gefährlicher Mann. Doch man ahnte nicht, daß dies nur die Vorläufer waren von kommenden noch schlimmeren Zeiten.

Sechzehntes Kapitel.

Trotz all dieses Elendes war im Hause des Barons von Reichenberg kein Winter so freundlich vergangen wie dieser. Jetzt gab es für den Kranken keine einsamen Abende mehr, wenn bei dem Schein der hohen Sinumbrampe ein appetitlicher Imbiß auf dem Tisch stand, und ihn geräuschlos Walten umgab. Dann ruhte sein Blick nicht mehr mißtrauisch prüfend auf dem jungen Geschöpf. Es lag jetzt Wohlthun und ein wärmeres Interesse darin.

Bis jetzt hatten sich alle die schlimmen Befürchtungen nicht erfüllt, mit denen er ihrem Kommen entgegengekommen, und sie war doch nun monatelang in seinem Hause. Und am Weihnachtsabend, der sonst für ihn vergangen war wie jeder andere Tag, öffnete Billa vor ihm die lange verschlossene gewesenen Räume des Speisenzimmers und bot ihm dann hilfreich den Arm. Eine Fülle von Licht strömte ihm entgegen.

„Was soll das heißen?“ fragte der Baron unwirlich.

„Es ist Weihnachtsabend!“ sagte das Mädchen.

„Ach Unsin!“ versetzte der Baron, ließ sich aber doch geduldig in das Eßzimmer führen.

Da standen auf blendendem Damast die schweren silbernen Armleuchter der Familie, eine Fülle von Blumen schmückte die Tafel, und ein üppig blühender Rosentopf, den Billa lange und sorglich gezogen, stand vor dem Platz des Hausherrn, dazu allerlei Badewerk und feines Confect.

„Woher hat Sie das?“ fragte der Baron.

„Ich fand ein altes Kochbuch in einer der Anrichte.“

Nichtig, das Kochbuch seiner Mutter. Dies Confect nach den alten Recepten hatte in seiner Kindheit und ersten Jugend sein Herz entzückt.

Und nun sah der Baron nach langer, langer Zeit wieder einmal in dem schönen, eichengefärbten Raum, auf den Anrichte glänzten kostbare silberne Geräte, von den Wänden grüßten verdunkelte Bilder und im großen Kamin stammte ein helles Holzfeuer. Das Läuten der Domglocken klang wie ein Gruß aus einer anderen, schöneren Welt herüber. Es war wie ein Traum aus längst verklungenen Kindertagen, der den einsamen Mann umfing.

„Aber ich mag nicht allein essen,“ sagte er jetzt, als ihm Billa gartes Geflügel mit geschickten Fingern zerteilte. „Sie kann sich mit an den Tisch setzen.“

Befcheiden nahm das Mädchen Platz, und nun sahen die beiden sich gegenüber, die sich durch die Bande des Blutes so nahe standen und durch die Satungen der Menschen doch so fern blieben.

Nach dem Abendessen sagte der Baron: „Das hat Sie gut gemacht.“

Und als er dann später auf seinem bequemen Lager ruhte, müde und traumfelig und in dem wohligen Gefühl, daß ihm der Schummer winkle, da hörte er aus der Ferne von einer süßen, hellen Stimme das uralte Weihnachtslied: „O Du selige, fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Unter den fanften, leise verhallenden Tönen entschlummerte er allmählich, und der Traum spann sich fort und führte ihn zurück in die glücklichen Jahre der Jugend. Aber die Erinnerung daran erfüllte ihn nicht mit Bitterkeit wie sonst, er fühlte sich wohl und hoffnungsvoller am nächsten Morgen.

Später fand Billa auf ihrem Platz ein einfaches goldenes Kreuz auf schwarzem Sammetbande. Sie wagte nicht es anzurühren, bis der Baron zu ihr sagte: „Das ist für Sie, wenn's Ihr Freude macht.“

„Für mich?“

Sie sah ihn zweifelnd an und als er behagend nickte, da füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie küßte ihm dankbar die Hand. Er ließ sich diesmal den Handstich geduldig gefallen und strich sogar leise über ihren blonden Scheitel.

„Ich glaube, Du bist ein ganz gutes Kind,“ sagte er dann.

Zum ersten Mal hatte er sie „Du“ genannt, und nun blieb es dabei.

Er hatte das Kreuz aus dem Schmuckkasten seiner Mutter genommen, als die einfache der darin angehäufte Kostbarkeiten. Aber Billa durfte das nicht erfahren, sie hätte sich vielleicht etwas darauf eingebildet, so meinte er.

Von diesem Tage an mußte sie seine Mahlzeiten theilen, und die Mahlzeiten wurden auch ferner in dem schönen Eßzimmer eingenommen, und da Billa gestand, daß sie die Sängerin des Weihnachtsliedes gewesen, mußte sie ihm Abends öfter vorsingen. Es waren nur einfache Lieder, die sie sich auf einer alten Guiltare mit schlichten Accorden begleitete, aber ihre helle, süße Stimme durchklang den weiten Raum wie Engelsgesang.

„Warum lachst Du niemals?“ fragte der Baron sie eines Tages in so vorwurfsvollem Tone, als habe sie etwas Böses begangen.

Sie lenkte wie schuldbehaftet den Kopf. „Verzeihen Sie, Herr, ich will es versuchen.“

„Ach was, das ist eine dumme Antwort. So etwas versucht man nicht, man thut es, weil man gar nicht anders kann, wenn man jung ist.“

Billa hätte jetzt wohl allen Grund gehabt, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein. Der Baron war jetzt so gütig gegen sie, wie er es überhaupt sein konnte, und wenn sich das auch zuweilen auf eine etwas sonderbare Art äußerte, so konnte sie ihn nachherade gut genug, um diese Art richtig zu verstehen. Sie schaltete und malte in seinem Hause als unumschränkte Gebieterin, und doch war sie nicht von Herzen froh. War es ihre traurige Vergangenheit, die sie noch immer nicht abstreifen konnte, oder das furchtbare Elend, das ihr täglich auf Schritt und Tritt entgegentrat? Sie suchte dies Elend zu lindern so viel es in ihren Kräften stand, sie opferte ihre ganze Barschaft und gab von dem Ueberflus des Hauses, was entbehrt werden konnte.

Als sie den Baron schüchtern um seine Erlaubniß dazu bat, da schnaubte er wüthend: „Du hast ja doch das Regiment, warum fragst Du mich noch?“ Billa erschrak und sah ihn mit dem

hilfselbenden Blick an, den er von früher her kannte.

„Komm her,“ sagte er jetzt ganz sanft. „Hier ist der Schlüssel zum Secretär, nimm, was Du brauchst. Ich' damit, was Du willst, und nun laß mich in Ruh!“

Ihre Dankesworte wies er kurz ab. Und wenn sie dann ihre Gaben in die Lazarette brachte, dann irrte ihr angstvoller Blick suchend über die bleichen, entstellten Gesichter, aber sie fand nicht, was sie suchte. Und in der Nacht, in der Stille ihres Zimmers rang sie die Hände im Gebet und weinte heiße Thränen.

Frau Pütz, ihre alte Gönnerin, besuchte sie von Zeit zu Zeit und brachte ihr Nachrichten aus dem Falk'schen Hause. Sie war stolz auf ihren Schützling, den sie doch eigentlich entdeckt hatte, obgleich alles gegen das Kind der Eva Zeh gesprochen.

Welche Stellung die Billa in dem reichen Hause einnahm, wie hübsch das Zimmer war, das sie bewohnte, alle Möbel von dem kostbaren Mahagoniholz. Und wie die Billa mehr und mehr zur Dame wurde! Eigentlich hatte sich in ihrem Aeußeren nichts verändert, sie trug wie immer ihre hellen Kleider von einfachem Stoff und Schnitt, und ein schlichtes weißes Musselintuch um die Schultern. Aber ihr Wesen hatte etwas so Apathes.

Die Magd kam herein, um sich eine Weisung zu holen, und Billa gab ihre Anordnungen mit der Würde und Sicherheit der Hausfrau, deren Autorität gar nicht angezweifelt werden kann. Und die Magd, das war ja Christine, die freie Person. Aus der aroben Bauerndirne war ein verständiges Weib geworden, sauber gekleidet, das Billa's Anordnungen demüthig hinnahm.

„Wie kommst Du zu der schlechten Person?“ fragte Frau Pütz erstaunt, als Christine das Zimmer verlassen hatte.

„Sie ist nicht schlecht, das Schicksal hat sie erlagen,“ lautete die Antwort. „Aber elendes Kind starb gleich nach der Geburt; ich nahm mich ihrer an, denn sie war unglücklich. Sie ist mir treu ergeben und ging für mich durchs Feuer. Und wenn ihr todes Wort über sie kommt, so genügt ein Wort, um sie zur Besinnung zu bringen.“

„Du bist 'ne Hege,“ rief Frau Pütz ärgerlich, „und machst aus den Menschen was Du willst!“

Aber die Nachrichten, die Frau Pütz aus dem Falk'schen Hause mitbrachte, lauteten mit der Zeit immer trauriger.

Die Schreibpulte in den Comptoirs waren verlassen, das Geschäft ruhte fast ganz. Man hatte keine Arbeitskräfte mehr nöthig, denn das wenige, was erledigt werden mußte, konnten die beiden Chefes allein bewältigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Malaria.

Alljährlich im Herbst, in den Monaten September und Oktober, wird die römische Campagna von der Malaria heimgesucht, der jährlich in Italien gegen 15,000 Menschenleben zum Opfer fallen. Es ist noch nicht lange her, seit man den Ursachen dieser regelmäßig wiederkehrenden Epidemie nachgeforscht und ihr entgegenzuarbeiten begonnen hat. Gegenwärtig bringen aber die medizinischen Kreise der Angelegenheit lebhaftes Interesse entgegen, und reiche Wohlthäter spenden die Mittel, der Krankheit auf ganzer Linie entgegenzutreten. Vor allem ist es das italienische Rote Kreuz, das auf diesem Gebiete seit zwei Jahren eine große und legendäre Thätigkeit unter der Leitung des Dr. Creste Saambati entfaltet.

Das italienische Rote Kreuz steht unter dem Vorsitz des Senators Taverna. Diefem und dem Professor Postempski ist es zu danken, daß die nöthige Anzahl von Ärzten und das umfangreiche und kostspielige Material beschafft werden konnten, um den schwierigen Fehzug gegen die tödtliche Krankheit auf rationelle Weise durchzuführen. Das Operationsgebiet in der Campagna umfaßt einen Raum von etwas über eine halbe Million Acres. Die Bewohner sind zum großen Theil Nomaden; sie führen das ursprüngliche Wanderleben der Hirten, und ihre Behausungen sind nur für vorübergehenden Aufenthalt berechnet. Nur etwa 9000 Menschen wohnen das ganze Jahr hindurch in den Hütten und Häusern der Campagna. Zur Ernte- und Saatzeit dagegen steigt die Bevölkerungsziffer auf 32,000. Die Höchstzahl der Einwohner wird allemal gerade in den Monaten erreicht, wo die Malaria am heftigsten wüthet: vom Juli bis November. Dann kommen aus entfernten Gegenden der römischen Provinz die tagelohnernden Bauern unter Leitung der „Caporali“, der Unternehmer oder Impresarios, wie man sie nennen will. Im Freien, unter Zelten oder in armseligen Hütten finden sie Nachts Unterkunft; nach Sonnenuntergang aber erscheinen die dichten Schwärme der Stechmücken, die man nun als die eigentlichen Verbreiter der Malaria erkannt hat, und fallen über die Schlafenden her. Das Rote Kreuz nun hat in der Campagna sechs Sanitätsstationen errichtet, jede mit einem Sanitätsoffizier und zwei Gehülfen. Ein Ambulanzwagen, der acht Personen aufnehmen kann und auch die nöthigen Instrumente, Lebensmittel und eine Apotheke enthält, steht jeder Station zur Verfügung, daneben noch ein leichter Wagen. Mit diesen Fuhrwerken wird das

ganze Gebiet täglich zweimal abgesehen; denn bei der Indifferenz der Bevölkerung darf man nicht erst warten, bis die Leute selbst zum Arzte kommen, selbst wenn er ihnen unentgeltlich zur Verfügung steht. Die Letzte des Rotes Kreuzes nehmen sich der Fieberkranken an, versehen sie mit Chinin, theilen dies auch zum Zwecke der Prophylaxe den Gesunden aus, ferner Lebensmittel und geben Anweisung, wie die Stiche der Moskito's zu behandeln sind. Die Letzte und Gehülfen schlafen stets unter einem feinen Schutze und tragen dieses auch bei ihren Ausgängen bei Sonnenauf- und Untergang. Bis jetzt ist von ihnen noch keiner vom Fieber erfaßt worden. Im vergangenen Jahre hat das Rote Kreuz in der Campagna 4513 Personen verpflegt, wovon 3751 Malariafranke; 306 wurden ins Spital nach Rom abgedacht. Dieses Jahr wird der Fehzug noch umfassender durchgeführt. Die Bevölkerung erkennt die Bestrebungen des Rotes Kreuzes bereits dankbar an.

Die Landleute kommen jetzt in immer größerer Anzahl zu den Stationen, um die Hilfeleistung der Letzte nachzusuchen. Sie haben sich überzeugt, daß man dem Fieber, auch wenn es schon einen hohen Grad erreicht hat, in wirksamer Weise entgegenzutreten kann, wenn im richtigen Zeitpunkt Chinin gegeben wird. Professor Postempski, der Director des ganzen Dienstes, inspiciert fortgesetzt die Sanitätsstationen, überall Rath und Unterstützung bringend. In seiner Begleitung befindet sich gewöhnlich General Taberna.

Vielleicht ist die Hoffnung vorhanden, daß durch die Wirksamkeit des Rotes Kreuzes in absehbarer Zeit einmal die Campagna wieder zu einer bevölkerten Gegend wird, wie sie es zu Römerzeiten war: eine fruchtbare Ebene, mit blühenden Städten und Ortschaften, an Stelle der Wüsten, die es jetzt ist, in der nur noch die Ruinen der mächtigen alten Viaabutte und die Graberreihe der apischen Straße als Zeugen jener verklungenen Herrlichkeit in die Gegenwart hineinragen. Gegenwärtig ist die Wiederbefehlung der Ebene freilich auch noch eine schwierige zu lösende Selbstfrage.

Vergeben.

Vergeißt Du nicht im Leben, Wird Gott dir nicht vergeben!

Die erste Mahnung dieser Worte sollte nicht nur mit Flamenschrift in dem Herzen der Erwachsenen eingegraben sein, sondern auch im zarten Kindesalter bereits die erforderliche Veredlichung finden, und Eltern und Erzieher sollten mit allen Kräften dahin wirken, die bösen Regungen von Neid, Haß und Rachsucht in der weichen Kinderseele zu unterdrücken. Wie häufig entfällt der Zorn ein junges, liebliches Gesicht! Berzert und abstoßend wirken die reinen kindlichen Züge und der Grund zu dem — Gott sei Dank meist recht schnell vorübergehenden Groll? Tragen ein unbedeutender Anlaß, ein verlagter Wunsch, ein verweigertes Spielzeug. „Ich bin böse auf Dich!“ „Mit Dir rede ich nie mehr!“ Diese Worte hat man häufig Gelegenheit zu hören, und meistens schliegen sich ihnen noch eine Anzahl beleidigender Schimpfnamen an, gedankenlos im Zorn hervorgehoben, auch von Kindern besserer Stände, die diese von Diensthöten oder auf der Straße erlautet haben.

Kleine Anlässe — große Wirkungen! Wie oft entzweit der Zank der Kinder miteinander eng befreundete Familien, denn statt der Sache auf den Grund zu gehen und die Kinder ihres unerträglichen Wesens halber zu tadeln, wird von den beiderseitigen Müttern ihren Lieblingen tapfer beigegeben, ob auch die jahrelange Freundschaft darüber in die Brüche geht. „Nur nicht nachgeben, wenn man im Recht ist,“ so denkt jede der streitenden Parteien, und doch wäre es die Pflicht dessen, der sich schuldlos fühlte, die kleine Bitte auszusprechen: „Sei wieder gut!“

O, liebe Mutter, die Du Deinen Kindern als unanfechtbare Autorität giltst! Sei ihnen ein edles Vorbild in vergeßlicher Liebe, dulde nicht Zorn und Unverföhnlichkeit, suche ihnen das schnelle Verzeihenwerden und Empfindlichkeit in der Jugend abzugewöhnen. — Du erparst ihnen für ihr späteres Leben dadurch manche herbe, reuevolle Stunde. Nicht immer werden liebende Mutterhände ihnen den Weg ebnen, mißliche Verhältnisse und abhängige Stellung bleiben Wenigen erspart. Da heißt es viel Selbstverleugnung und Ueberwindung üben, nicht des rasche, unbedachte Wort als persönliche Kränkung auffassen und stets ein freundschaftliches, beherzigtes Wesen zeigen. Das Schicksal nimmt keine Rücksicht auf Gefühle und leicht verletzliche Empfindungen, aber es straft Groll und Unverföhnlichkeit sehr oft mit lebenslanger Reue, — darum: „Verzeih' Dir nichts und andern viel!“

Die Stod — Engländer von Montreal haben der Herzogin von York ein goldenes Ahornblatt, das Symbol der Stadt, geschenkt. Die Emaille darauf hatte ein Kusse hergestelt, die Schmückung mit Diamanten und Perlen ist das Werk zweier Deutschen. Daher der Name „englisches“ Kunsthandwerk!

Die Stod — Engländer von Montreal haben der Herzogin von York ein goldenes Ahornblatt, das Symbol der Stadt, geschenkt. Die Emaille darauf hatte ein Kusse hergestelt, die Schmückung mit Diamanten und Perlen ist das Werk zweier Deutschen. Daher der Name „englisches“ Kunsthandwerk!